



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Stütze einer kräftigen Regierung würden sie den Arbeitern nicht Halt zu gebieten imstande sein. Freilich möchten sie gern geschützt sein und verlangen nach einem Sozialistengesetz mit allen möglichen Härten, aber sie möchten selbst nichts dafür thun, sondern die ganze Verantwortlichkeit der Regierung aufbürden. Das wäre ein leichtes Spiel, wenn sich ein Thor fände, der sich darauf einließe. Aber es wird wohl nachgerade klar, daß die Angriffe der mehrfach erwähnten Organe und ihrer Genossen nicht auf einer allgemeinen Unzufriedenheit beruhen, auch nicht die Stimmung irgendwie beachtenswerter Kreise widerspiegeln; sie sind wesentlich Unmutsäußerungen kleiner Noterien, über die die Geschichte zur Tagesordnung übergehen wird, freilich nicht ohne Schädigung derer, die die Saat der Zwietracht in schwerer Zeit säen. Was aber von der dynastischen und königstreuen Gesinnung zu halten ist, die bei diesen wiederholten Angriffen zu Tage gefördert wird, das soll hier bloß angedeutet werden, damit nicht der Zorn in die Feder fließe.

Was Kaiser Wilhelm II. bisher gethan hat, ist nur geeignet, Vertrauen und Hoffnung zu erwecken. Preußen und das Reich müssen auch ohne die bewährte Leitung des Fürsten Bismarck weiter fortbestehen und regiert werden, und das werden auch einige unzufriedne Fabrikherren und ein paar Blätter am Rhein, in München oder Stuttgart nicht hindern. Sollten sie aber wirklich einmal eine gründliche Abrechnung verlangen, nun, dann werden sie den Angegriffenen bald als einen mächtigen Gegner schätzen lernen.



## Litteratur

Fichtes Idee des deutschen Staates. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers am 27. Januar 1890 in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg, gehalten von Dr. Wilhelm Windelband, Professor der Philosophie. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1890

Die akademische Rede des berühmten Lehrers, selbstverständlich eine oratorische Musterleistung, macht u. a. zweierlei klar. Einmal, daß der scheinbare Abfall Fichtes von dem Weltbürgertum, zu dem er sich noch im Winter 1804/5 sehr entschieden bekannt hatte, zu dem Nationalismus, den er bald darauf in seinen Reden an die deutsche Nation predigte, gar kein Abfall, oder wie wir vom nationalen Standpunkte aus sagen müssen, keine Bekehrung war. Denn Fichtes Patriotismus „gleich dem Kosmopolitismus wie ein Zwillingssbruder dem andern. Stammesgefühl, Heimatliebe, historische Bande der Anhänglichkeit zwischen Volk und Staat, alles dieses ist für Fichte niederer Schollenpatriotismus. Dafür ist denn aber auch

das, was er wahren Patriotismus nennt, ohne allen Erdgeschmack, und sein Deutschland liegt in Utopien.“ Mit dem Schlußwort schießt Windelband doch wohl über das Ziel hinaus. Der kosmopolitische Patriotismus Fichtes erscheint durch die Natur des deutschen Volkes gerechtfertigt. Es ist nämlich dasjenige unter allen Völkern, das die Menschennatur am reinsten darstellt; deswegen fallen echtes Deutschtum und wahre Humanität so zusammen, wie vor 2300 Jahren Humanität und Hellenentum, und deswegen ist der beste deutsche Staatsbürger zugleich der beste Weltbürger. Forschen wir nach, worin eigentlich das Wesen des Deutschtums bestehe, so finden wir als Kern des deutschen Volksgeistes weder die Freiheitsliebe, noch den kriegerischen Sinn, noch die eheliche Treue der Weiber, noch die Vasallentreue der Männer, noch die Streitsucht, noch das Talent für Künste und Wissenschaften, noch die Arbeitsamkeit, noch die Liebe zum Biere. Denn alle diese Eigenschaften finden sich zu verschiednen Zeiten und auf verschiednen Kulturstufen auch bei andern Völkern, und von allen findet sich je nach Zeiten und Umständen auch bei den Deutschen das gerade Gegenteil. Vielmehr besteht das Wesen des deutschen Volkes darin, daß es alle guten Anlagen aller Völker in harmonischer Mischung besitzt und frei ist von jeder karrikaturenhaften Besonderheit. Wie Körperbau und Gesichtsbildung des durchschnittlichen Deutschen die richtigen Verhältnisse zeigen, so wird auch das geistige Ebenmaß und das seelische Gleichgewicht nirgends durch das Vorherrschen einer Anlage über die andern gestört. Des Deutschen Lebhaftigkeit artet weder in negerhafte Zappligkeit noch in gallische Explosivität, seine Ruhe nicht in englische Steifheit aus. Er hat Sinn für die schöne Form, opfert aber nicht den Inhalt der Form gleich den Italienern, bei denen die Männer oft durch weibische Anmut anwidern. Wir Deutschen sind seit 1500 Jahren in geistiger und in geographischer Beziehung das Volk der rechten Mitte, wie die Griechen es für ihre Zeit gewesen sind. Aus diesem Grunde vermögen wir uns in die Eigenart aller andern Völker zu finden, und wenn diese Fähigkeit auch zuweilen in einen Fehler ausartet, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie an sich ein Vorzug ist, ja der höchste Vorzug, dessen je ein Volk teilhaftig wurde, weil wir nur durch ihn zur geistigen Weltherrschaft berufen und befähigt sind. Mit dieser Allseitigkeit, diesem Reichtum, diesem Ebenmaß verträgt sich allerdings kein Schollenpatriotismus. Wenn der Grönländer ohne Thran verschmachten muß und in einem glücklicheren Klima dahinstreckt, so zeigt sich darin eben nur seine unvollkommene Organisation, die, ähnlich der des Schmarogertieres, nur für einen ganz engen Kreis von Lebensbedingungen berechnet ist. Und wenn der Pole in der Kirche zu weinen und zu heulen anfängt, so oft er den Namen eines seiner Nationalheiligen aussprechen hört, so beweist er damit nur, daß er noch auf der Stufe des Kindes steht, das der Mutter an der Schürze hängt und trostlos jammert, wenn sie sich drei Schritte von ihm entfernt. Obwohl der Deutsche über solchen Schollenpatriotismus erhaben ist, weiß er doch seine Scholle zu schätzen und hat sie gegen Räuber jederzeit tapfer verteidigt. Es war daher nicht philosophische Abstraktion oder utopische Schwärmerei, sondern in der Natur der Sache begründet, wenn sich dem Prophetengeiste (als solchen charakterisiert ihn Windelband) unsers großen philosophischen Patrioten der deutsche Zukunftsstaat als ein idealer Kulturstaat darstellte, der berufen sei, Weltstaat, Kern einer Republik von Weltbürgern zu werden.

Ein andres, was Windelband klar macht, ist der Sinn, in dem Fichte das Recht auf Arbeit verkündet. Unsere heutigen Sozialisten fordern dieses Recht, weil ohne Arbeit die Genußmittel nicht erworben werden können, an denen jeder Anteil haben müsse. „Wenn Fichte das Recht auf Arbeit proklamirt, so ist ihm die Arbeit

nicht Mittel, sondern Selbstzweck. Die oberste Pflicht des Menschen — sagt er — ist selbständige Thätigkeit; die aber ist nur möglich, wenn dem Individuum eine Sphäre der äußern Wirklichkeit zugesichert ist, in der es allein nach freier Selbstbestimmung schalten und walten kann. Diese Sphäre selbständiger Arbeit nennt Fichte das Eigentum: darum ist ihm der Eigentumsvertrag ein unerlässliches Ingrediens des Staatsbürgervertrages; darum ist dies ein Sozialismus, dessen fundamentalste Forderung das persönliche Eigentum jeden Bürgers bildet.“ Also nicht als Mittel zur Erwerbung von Gütern, sondern als Pflichterfüllung darf und soll nach Fichte jeder sein Maß von Arbeit beanspruchen.

Windelbands Rede ist, wie der Leser aus diesen Andeutungen erkennen wird, in hohem Grade zeitgemäß.

Friedrich Albert Lange und sein Standpunkt des Ideals. Von T. M. Bösch, Privatdozent [en!] am eidgenössischen Polytechnikum. Frauenfeld, F. Huber, 1890

Aus Langes berühmter „Geschichte und Kritik des Materialismus“ zieht Bösch in seiner kleinen aber gründlichen Schrift das Fazit. Lange räumt der mechanischen Naturerklärung (die Bösch, abweichend von Loge u. a., mit dem Materialismus identifiziert) das ganze Gebiet der Wissenschaft ein. Dagegen soll den philosophischen und religiösen Ideen ihr Daseinsrecht gewahrt bleiben — auf dem Gebiete der Dichtung. „Als Dichtung aufgefaßt, sollen sie die große Aufgabe erfüllen, den Menscheng Geist zu veredeln, zu begeistern, über die Schwachheiten seiner Natur und die gemeine Wirklichkeit emporzuheben und in eine bessere Welt der moralischen Erhebung und Weihe zu versetzen. Aber den Anspruch, materielle Wahrheit, die richtige Erkenntnis der Dinge zu sein, müssen sie aufgeben; auf keinem Punkte und in keinem Momente dürfen sie der Wissenschaft entgegentreten, in ihr Gebiet eingreifen oder gar als eine höhere Autorität ihr die Bahnen vorschreiben wollen.“ Das Recht, solche Ideale zu erdichten, leitet Lange aus Kants Entdeckung ab, daß unsre Erkenntnis das Wesen der Dinge nicht erschöpft, daß also für die religiös-sittliche Dichtung ein Gebiet des Unerkennbaren übrig bleibt. Bösch bezweifelt, ob z. B. die Ideen der Vorsehung und der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes noch eine namhafte Wirkung auf unser Verhalten ausüben werden, wenn wir sie nicht mehr als unzweifelhaft wirklich glauben, sondern nur noch als erbauliche Dichtung gelten lassen; überhaupt, meint er, lasse Langes Hauptwerk bei allen wertvollen Einzelheiten im ganzen unbefriedigt. (Dieses Schicksal teilt es mit den Hauptwerken aller großen Philosophen.) Aber Lange sei gestorben, ehe er die Aufgabe, die er sich gesteckt hatte, vollendet, sein Ideal ausgestaltet habe. Auch sei er loyal und zartfühlend genug gewesen, „vor jener Voreiligkeit zu warnen, die das Alte zerstören will, bevor das Neue aufgebaut ist, die das Licht der christlichen Ideale auslöschen will, bevor die Sonne der neuen oder [der] umgestalteten alten Idealwelt am Horizont der Menschheit aufgestiegen ist.“ Vielleicht erweist sich das Auslöschen der christlichen Ideale überhaupt als unnützig. Vielleicht erkennt man mit der Zeit, daß Kant mit seiner Einschränkung des menschlichen Erkennens auf das Gebiet der Erscheinungen nur wissenschaftlich genauer, aber in einer für die Masse unverständlichen Sprache gesagt hat, was Paulus schon 1. Korinther 13 in einer für alle verständlichen Weise verkündigt hatte, daß wir hienieden nicht das Wesen der Dinge, die Gottheit selbst, sondern nur ihr unvollkommenes Spiegelbild sehen. Vielleicht wird man endlich einmal auch allgemein anerkennen, daß die Rechte der Wissenschaft nicht im mindesten angetastet werden, wenn wir in jenen religiös-sittlichen Ideen, die der Geist aller Besten zu allen

Zeiten mit Notwendigkeit erzeugt, nicht bloß erbauliche Dichtung, sondern Wahrheit und Wirklichkeit sehen. Von den Anmerkungen, die Bösch dem Texte nachschickt, sind drei zu besondern interessanten Abhandlungen angeschwollen. Die erste davon prüft den bekannten Satz Bentham's: das Zusammenleben der Menschen sei so zu ordnen, daß daraus das höchstmögliche Glück der größtmöglichen Zahl hervorgehe; die zweite kritisiert Vanges Ansicht über die Entstehung und mögliche Überwindung des Egoismus; die dritte sammelt Material für die Begründung einer „empiristisch-eudämonistischen Moraltheorie.“

Soziale Fragen vor zweihundert Jahren. (An Essay on Projects). Von Daniel Defoe. 1697. Übersetzt von Hugo Fischer. Leipzig, Hirschfeld, 1890

Den Robinson Crusoe haben wir alle gelesen, aber die meisten werden wohl erst durch die vorliegende Arbeit Fischers erfahren, daß der Verfasser dieses Lieblingsbuches aller Knaben ein sehr bewegtes politisches und Geschäftsleben geführt hat, daß er ein sehr fruchtbarer Schriftsteller war und von Macaulay der Vater der englischen Essayisten genannt wird, und daß er einen hohen Rang unter den praktischen Sozialpolitikern einnimmt. Benjamin Franklin bekennt in seiner Selbstbiographie, daß der Essay on Projects „auf einige Hauptzeugnisse“ seines spätern Lebens einen entscheidenden Einfluß ausgeübt habe. Deseos Reformvorschläge beziehen sich auf die Banken, die Landstraßen, auf Unfall- und Altersversicherung, auf das Wetten (Glücksspiel), die Irrenhäuser, die Konkursordnung, die höhern Bildungsanstalten, die Handelsgerichte und die Verstaatlichung der Seeleute. Einige seiner Pläne, wie die das Bankwesen betreffenden sind längst verwirklicht, andre gehen eben jetzt ihrer Verwirklichung entgegen. Das Buch mutet seltsam an. Man sieht daraus, wie wenig sich die Welt im Grunde genommen ändert. So verschieden im einzelnen auch die damaligen — höchst erbärmlichen — englischen Zustände von unsern heutigen waren, die Übereinstimmung in der Hauptsache ist doch noch größer als die Verschiedenheit. In der Schilderung des Grundunwesens, der Ungerechtigkeiten der Besteuerung und in den Vorschlägen wegen Ersatzes der Armenpflege durch Zwangsversicherung glaubt man einen Sozialpolitiker unsrer Tage zu vernehmen. Auch die Idee, eine Akademie zur Überwachung des Sprachgebrauches zu gründen, klingt uns Heutigen nichts weniger als fremd. Spezifisch englisch dagegen mutet die den Geist des siebzehnten Jahrhunderts widerstrebende Forderung an, diese Akademie solle vor allem dem gotteslästerlichen Fluchen steuern; der damalige Engländer konnte nämlich den Mund nicht aufthun, ohne den frommen Wunsch auszusprechen, daß Gott ihn oder sonst jemanden oder irgend etwas verdammen möge. Auch eine Akademie für Frauen will Defoe eingerichtet wissen, und er spricht sich dabei sehr eingehend über Frauenbildung aus. Die Darstellung ist so lebhaft, anschaulich und mit Beispielen aus dem Leben gewürzt, wie man es von dem Verfasser des Robinson erwarten kann.

Schlesien unter Friedrich dem Großen. Von Dr. C. Grünhagen, Kgl. Geh. Archivrat und Professor an der Universität Breslau. Erster Band: 1740—1756. Breslau, Wilhelm Köbner, 1890

Dieses neueste Buch Grünhagens, des Altmeisters der schlesischen Geschichte, bildet die Fortsetzung der in den Jahren 1884 und 1886 erschienenen zweibändigen, seiner Zeit auch an diesem Orte besprochenen „Geschichte Schlesiens,“ die die Zeit bis zum Tode Kaiser Karls VI. (Oktober 1740) behandelt. Treffend bemerkt der Verfasser am Schlusse dieses frühern Werkes, daß eine Darstellung der Geschichte

seines engern Vaterlandes innerhalb der ersten Periode preußischer Herrschaft eigentlich gleichbedeutend sei mit der Abfassung „eines Stückes Biographie des großen Königs“; von diesem Gesichtspunkte aus erklärt sich denn auch der Titel des hier angezeigten, erst kürzlich veröffentlichten Bandes der schlesischen Landesgeschichte. Die Vorzüge, die wir bei Besprechung der ersten beiden Bände dem Verfasser zuzuerkennen uns für berechtigt hielten, treten auch hier deutlich hervor: streng wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, Heranziehung und Verwertung eines äußerst umfangreichen Quellenmaterials — wie dies nur bei einem so bewanderten Archivbeamten und genauen Kenner seiner heimatlichen Geschichte, wie er, vorausgesetzt werden darf — und eine klare, gefällige Darstellungsweise in knapper, hier und da den Wissensdurst des Lesers vielleicht nicht ganz befriedigender Form. Wie in den beiden Teilen der „Geschichte Schlesiens,“ so sind auch in dieser neuesten Veröffentlichung Grünhagens die Quellennachweisungen als selbständiger Abschnitt dem Text angefügt; ein gutes Register bildet den Schluß des Ganzen. Als besonders lesenswerte Partien des Buches seien die die Huldigung zu Breslau (am 7. November 1741) Seite 175 f. und die Einrichtung der preußischen Herrschaft behandelnden dem Leser empfohlen. Die Schilderung der Entwicklung der militärischen Verhältnisse in Schlesien in der Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten schlesischen Kriege und hier insbesondere der die Ausbildung des Milizsystems betreffende Abschnitt, Seite 409 f., dürfte namentlich in den militärischen Fachkreisen Anerkennung finden.

O quae mutatio rerum! Reminiscenzen eines alten Jenensers. Von Theobald Naßmus. Leipzig, A. Lorenz

Der Titel dieses Buches bereitet auf das ewige Klage lied von der guten alten Zeit vor. Aber es ist nicht so böse gemeint. Der Verfasser rügt in ähnlicher Weise, wie es auch in diesen Blättern wiederholt geschehen ist, das hereinbrechende Stüberwesen und die übertriebenen Höflichkeitsformen im Verkehre der heutigen Studentenschaft unter einander. Aber er ist nicht blind dagegen, daß sich manches zum Bessern gewendet hat, und im weitern könnte er wohl in Unrechnung bringen, daß er selbst eben um dreißig Jahre älter geworden ist. Denn weiter liegt seine Universitätszeit noch nicht hinter ihm, und wenn alte Herren von 1830 das Treiben um 1860 angesehen haben, das ihm in so rosigem Licht erscheint, dürfte auch mancher das O jerum angestimmt haben. Die harmlosen Suiten und Spritzfahrten, Paukereien und Nasführungen der Pudel u. dergl. m. sind hübsch und anspruchslos erzählt und werden vor allem unter einstigen Jenensern ein dankbares Publikum finden, nicht minder die Bildnisse der Gründer der Burschenschaft, die Abbildungen von Gebäuden, Malereien im Carcer u. s. w. Am amüsendsten ist die Schilderung des damaligen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten; wir sehen nicht ein, weshalb die Namen der würdigen, leutseligen Herren nicht ausgeschrieben worden sind.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig